

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 149.

Mittwoch, den 29. Juni 1904.

19. Jahrgang

Die Schlacht am Jalu



bei bekanntlich die ganze Welt durch das schneidige Draufgehen der Japaner in Erstaunen gesetzt. Die Landmacht der russischen Gegner, besonders die Oberleitung derselben war allseitig bedeutend unterschätzt worden. Jetzt kommen die ersten photographischen Aufnahmen von jenen Schlachten nach Europa. Unser obiges Bild zeigt russische Offiziere um den Feldkessel vereint, während im Hintergrunde bereits die Truppen in die Schlacht ziehen. Wie viel Offiziere mögen von dieser Gruppe noch am Leben sein? Die Truppen auf dem zweiten Bilde sind das 12. Ostsibirische Schützenregiment auf seinem Rückmarsche bei Kiustentscheng. Bekanntlich haben sich die russischen Regimenter 11 und 12 am Jalu besonders hervorgethan. Das Regiment 12 bildet mit der 6. Artilleriebrigade die eigentliche Front der russischen Hauptstellung.

ung Witschu gegenüber und war hauptsächlich dem furchtbaren Feuer der Kruppischen Haubitzen ausgesetzt. Das Regiment verlor ein Drittel seiner Mannschaft, darunter 9 Kompaniechefs. Alle persönliche Tapferkeit war jedoch vergebens. Durch den Plankstos der 12. japanischen Division mußten die Russen ihre Stellungen aufgeben und sich bis hinter Fonghwanstschong zurückziehen, stets verfolgt von den nachdrängenden Japanern. Besonders währlich in Bezug auf den Weg kann man, wie unser Bild zeigt, in einer solchen verzweifelter Situation nicht sein. Die müden, abgehetzten Truppen müssen durch die hochgehenden Wellen eines Flusses schreiten und sind jedenfalls froh, daß sie für den Moment durch die vorgelagerten Höhen von dem Feinde nicht bemerkt werden.

Lokales.

Wiesbaden, den 28. Juni.

***Postkarten** werden demnächst zur Ausgabe gelangen. Diese Postkarten sind für Postkarten an die mobilen Truppen in Südwestafrika bestimmt. Die Karten erhalten einen Vorzug, durch den die Truppenteile angegeben werden. Die Postkarten werden von den Posthaltern an das Publikum verkauft. Angehörige unserer mobilen Truppenteile in Deutsch-Südwestafrika genießen für ihre Briefsendungen, Postanweisungen und Pakete Portofreiheit oder Ermäßigung der Gebühren. Gewöhnliche Briefe bis zum Gewichte von 50 Gramm und Postkarten werden portofrei befördert. Schwerere Briefe bis zu 250 Gramm kosten 20 A. Sie müssen frankiert werden. Zeitungen werden gegen Entrichtung einer Einschlagsgebühr nachgeschickt. Postanweisungen werden nach der Heimath bis zum Betrage von A. 800 portofrei befördert. Postanweisungen an die Truppen kosten bis 100 A. 10 A. Postkarte sind bis zum Gewichte von fünf Pfund zulässig. Sie dürfen nicht erheblich größer als 35x15x19 Centimeter sein und kosten je 1 A. Sie müssen frankiert werden. Diese Vergünstigungen stehen jetzt auch den Personen zu, die im Dienste der freiwilligen Krankenpflege im Aufstanzgebiete sich befinden. In Betracht kommen die deutschen Landesvereine vom Roten Kreuz, die mit ihnen verbundenen Vereine, ferner der Malteser-, Johanniter- und St. Georgsorden.



Briefkästen

Ein alter Abonnent. Sobald der Strafantrag gestellt ist, und dies scheint der Fall zu sein, können Sie in diesem Falle die Sache nicht mehr zurücknehmen.

Rhein.-Westf. Handels-Lehr-Anstalt

Wiesbaden, Rheinstrasse 103.



Gründliche Ausbildung für den kaufmännischen Beruf (Damen und Herren). 3-, 4-, 6- und 12-Monats-Kurse. Einzelunterricht auf Wunsch.

Prospekte gratis und franko.

„Justitia“ Inkasso-Anstalt. Spez. Eingehen dubioser und verjährter ob. ausstehender Forderungen. Webergasse 3. Telefon 3150. Prospekt gratis. 1900

Ein mächtiges Stück Seife

Ist das große Oktogonstück (Achteck-Format), zwei Stücke im Karton zu 35 Pf. Dasselbe eignet sich besonders für die große Wäsche.



Wenn auch die Größenverhältnisse auf nebenstehender Abbildung nur ideelle sind, so ist damit Qualität und die Ausgiebigkeit der Sunlight Seife doch treffend illustriert. Man achte stets auf das gesetzlich geschützte Format und auf die Originalpackung.

Wegen Aufgabe meines Etagegeschäftes gebe auf

Juwelen, Goldwaaren und Uhren
20% Rabatt 20%.

Fritz Lehmann, Juwelier, Langgasse 3, 1. Etage.

Die Eröffnung des Ladengeschäftes im eignen Hause erfolgt im September.

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“

St. 21.

Wiesbaden, den 29. Juni.

XIX. Jahrgang.

Arbeitskalender für den Monat Juli.

Bauernregel.

Dem Sommer sind Donnerwetter nicht schone, sie nützen der Luft und dem Lande. Gibt Ring oder Hof sich Sonn' oder Mond, bald Regen und Wind uns nicht verschont. Sommersöhnen auch in Menge, ist Vorbote von großer Winterstrenge.

Auf den Feldern gibt es in diesem Monat sehr viel zu thun, denn im Juli beginnt erst die eigentliche Ernte. Der Roggen reift in der Regel den Anfang, der Weizen läßt sich nicht auf warten und die Sommerfrüchte folgen viel zu schnell für die Verfügung stehenden Arbeitskräfte. Durch Alfordvergehung können die Erntearbeiten eher gefördert werden und sollte man nur immer möglich zu diesem System greifen. Anfang Juli beginnt die Raps- und Rübsenernte. Man schiebe das Schneiden nicht zu lange hinaus, wenn es auch bekannt ist, daß die dollangereisten Samenförner den größten Delgehalt haben, da im Spätherbst die Schoten leicht aufspringen und somit nicht unbedeutende Verluste entstehen. Mit aus diesem Grunde werden die geschnittenen Früchte auch nicht gebunden, sie bleiben vielmehr einige Tage in Schalen (belegen) liegen, um dann gleich mit dem Felde ausgebracht oder zum Zweck eines vollständigen Trocknens auf größere Dürren gebracht zu werden. In der Zwischenzeit können auch noch die Kartoffeln behäufelt oder behäufelt werden, falls dieselben noch nicht in der Blüthe stehen sollen. Am besten behäufelt man sie zuletzt, also jetzt, recht tief, damit die lang herausgewachsenen Stengel in dem neuen Boden, der ihnen zugeführt wird, festen Halt haben. Auch müssen die Rüben nochmals behäufelt werden; ein Behäufeln mit der Hand läßt jedoch durchaus nichts schaden. Nach beendeter Getreidernte hat das Stutzen der Stoppeln, eventuell Düngung und Pflügen des Feldes zur Rapsfaat zu erfolgen. Der Anbau von Sommerfrüchten: Weizen, Spargel, Senf, Grünwidern und Erbsen, sowie die Saat von Johannisroggen kann vorgenommen werden.

Auf den Wiesen fällt in rauhen und ungünstigen Tagen die Heurnte wohl erst in diesen Monat, ebenso die Mahd der einjährigen Jacobswiesen. Die Bewässerung der Wiesen wird fortgesetzt.

Im Hopfenfelde müssen wir auf eine thunlichste Unterdrückung des Unkrautes dringen, wobei uns die Hade wieder wesentlich unterstützt. Das Aufbinden und Ausblenden der unteren Ranken wird vorgenommen.

Sind im Tabaklande Läden vorhanden, so können dieselben auch nachsich ausgebeigelt werden; wo die Pflanzen dagegen nicht stehen, greife man zur Hade und häufte man die Erde an die Pflanzen etwas an. Die zum Umfallen sich neigenden Pflanzen sind zu unterstützen.

Leinberg. Der Anfang Juli ist die geeignetste Zeit für die Leinbodenbearbeitung. Mit dem Aufbinden der Triebe fäume man nicht. Ende des Monats, wenn möglich, auch schon eher, wird ein wiederholtes Bespritzen der Reben gegen die Blattflöhe vorgenommen. Wo eine Stickstoffdüngung Noth thut, kann man mit Chilisalpeter oder Peruguano nachhelfen. Die Reben an den Fruchtweigen werden, sobald sie die gewünschte Länge haben, abgeschnitten.

Im Keller sind dieselben Arbeiten auszuführen wie im vergangenen Monat. Man sorge für Kühle im Keller und für saubere Fässer.

Obstbau. Der Juli ist der Hauptmonat für die Obstzucht; im Allgemeinen rückt die Zeit der Ernte allmählich im Obstgarten heran. Bei zu reichem Fruchtanfang sind die kleineren Früchte auszubrechen. Junge Bäume mit Früchten müssen öfter bewässert werden; frisch gepflanzten Bäumen belasse man nur einige Früchte, damit sich die Krone entwickele. Die Triebe des Spalier- und Formobstes, welche Fruchtanfang haben sollen, werden entspißt, über dem geleerten Blatte gekniffen oder geschoren. Obstzuchtlinge werden Ende des Monats geputzt. Die ersten Birnen und Äpfel werden Ende des Monats ebenfalls reif. Man pflückt sie am besten allmählich, nicht alle auf einmal und zwar einige Tage vor der Vollreife. Obst, welches infolge von Wadenstichen unreif von den Bäumen fällt, soll möglichst allmählich gesammelt und vernichtet werden. Bei im Frühjahr gemachten Veredelungen muß jetzt der Verband gelöst werden. In der zweiten Hälfte des Monats kann man auch mit dem Pflücken anfangen, sofern man reife Augen hat, und die unteren Läden.

Gemüsegarten. Verwendende Beete sind mit Blätterkohl (Winterkohl), Rosenkohl, Winter-Endivien, Kohlrabi, Kopfsalat und erst Porree zu bepflanzen. Auszusäen sind: Winterkohl, Kohlrabi, frühe Endivien, Spinat, Zeltavere Rüben (nur in Sandboden gezeihen), Radieschen (Helbsalat), Rettig, Reife, 1. eingetragene Zwiebelarten: Speisezwiebeln (aus Steckzwiebeln gezogen), Petersilien, Schalotten, Knoblauch, sind zu ernten und gut zu trocknen.

Karbo, Endivien, Bleichellerie sind nach dem Weichen gezeihen. Frühkartoffeln werden geerntet, Gewürzkräuter mit unterer Blüthe geschnitten und getrocknet; zu dicht stehende Stängel sind zu verzehren. Kohlräben, Gurken usw. zu bepflanzen, beim Mumentohl, sobald er blühen anfängt, die Blüthe nach innen eingeerntete Blätter zart und weich zu erhalten, alle Herbeirüben zu ernten und vor allen Dingen allem Angehörigen nachstellen, vor Allem die Raupen des Kohlwesflüglers in der ersten Generation, in welcher sie vereinzelter auftreten, durch Ablesen, sollen sie nicht im August ganze Kohlfelder vernichten.

Blumengarten. Zum Absenken von Nelken ist jetzt die geeignete Zeit; die noch im Lande befindlichen Blumenzwiebeln sollen in den ersten Tagen d. M. herausgenommen und trocken aufbewahrt werden; Herbst-Crocus und Herbstzeitlose sind Ende d. M. in die für sie bestimmten Beete zu legen; Rosenzuchtlinge können während des ganzen Monats veredelt werden. Von Rosen, Geranien, Fuchsen, Heliotrop, Verbena etc. sind gegen Ende d. M. Stecklinge zu machen; Calla aethiopica, welche im Winter blühen sollen, müssen jetzt in nahrhafte frische Erde gepflanzt werden; zum Treiben bestimmte Kaktuskronen, Kanunkeln, Anemonen, Scilla und Schneeglöckchen sind gegen Ende d. M. in Töpfe zu pflanzen und an einen kühlen, schattigen Ort zu stellen.

len oder noch besser in die Erde einzugraben. Um recht kräftige Sommergewächse für das nächste Jahr zu erziehen, säe man Ende d. M. dieselben in Kübeln aus und überwintere die jungen Pflanzen im Gewächshaus oder Uebervinterungskasten, um sie im nächsten Frühjahr auszusäen.

Zimmergarten. Von einer eigentlichen Zimmergärtnerei kann man im Juli nicht gut mehr sprechen, denn die Blumentöpfe sind nun leer und die Topfgewächse befinden sich fast durchweg im Freien. Im wesentlichen beschränkt sich die Thätigkeit des Zimmergärtners auf die Fortführung der für Juni angegebenen Arbeiten. Man halte die Töpfe rein von Moos und Unkraut, sorge durch zweckmäßige Behandlung dafür, daß die Pflanzen ungeeigneter bleiben und spare namentlich jetzt bei gesunden Gewächsen nicht an Wasser. Sehr raschwüchsige, krautartige Gewächse werden nun zum dritten und letzten Mal verpflanzt. Die nicht mehr zu verpflanzenden, aber gut durchgezeigten Topfpflanzen werden wöchentlich ein bis dreimal gezeicht, am besten mit Saure oder Aushung. Feine Topfpflanzen vermehrt man jetzt durch Absenken; ferner können vermehrt werden, und zwar durch Stecklinge: Rosen, Pelargonien, Eiben, Hortensien, Penstemon und dann immergrüne Topfpflanzen aller Art. Chinesische Schlüsselblumen, Cinerarien und Calceolarien (Pantoffelblumen) werden noch gezeit, die früher gemachten Saaten vereinzelt und später die jungen Pflanzen in kleine Töpfe gesetzt.

Viehucht. Da in den Monaten Juli und August alles Vieh in den Stallungen durch die Hitze zu leiden hat, so ist es dringend zu empfehlen, die Stallungen stets gut zu lüften, so kühl als möglich zu halten, dabei müde man zu große Helle in den Ställen. Durch die Kühle und mäßige Helle werden die Kühe, welche jetzt besonders lästig sind, abgehalten, und hat das Vieh dadurch mehr Ruhe und bessere Luft zum Atmen. Man lege etwas Chloralkali in die Ställe und hänge Rutben, die mit Vogelklee bestrichen sind, zum Hinweggehen und Vertreiben der Fliegen und anderer Insekten. Die Streu muß in diesem Monat besonders reichlich sein, da infolge der Grünfütterung das Vieh reichlicher und nasser mistet. Man mische lieber etwas Hafer- oder Gerstestroh unter das Grünfütter, es bekommt so besser und wird das Auslaufen oder Wiederverden verhindert. Man reiche allem Vieh im Stalle öfter überschüssiges, also nicht zu kaltes Wasser. Schweine und Schafe müssen täglich belassen haben, sich in frischer Luft Bewegung zu machen, und zwar besonders morgens und abends. Die Schafe sind ja wohl den ganzen Sommer über im Freien. Aber auch dem Rindvieh ist es gut, wenn es mehrere Stunden hinausgetrieben werden kann. Es sind besonders die abgemasteten Fruchtstücker zu beobachten, welche die vielen abgefallenen Aehren des Getreides ein prächtiges Futter bieten. Das zur Stallfütterung nöthige Grünfütter darf nicht in der Sonnenhitze gemäht und eingebracht werden, auch nicht auf hohe Haufen gesetzt werden, da es sich leicht erhitze. Das Tränken darf nicht zugleich nach einer Grünfütterung erfolgen. Grünfütter soll nie in großen Mengen eingebracht werden, sondern täglich frisch der Bedarf eingefahren werden. Auch reiche man öfter eine Gabe Salz. Werden ist zu reichen, täglich 10 Pfund Heu, 10 Pfund Hafer und zwei Pfund Strohhäkel. Grummet thut nichts für Pferde, dagegen ein gutes Grünfütter von Luzerne, Espar, rothem Klee, ein Gemenge von Widen, Erbsen und Hafer sehr zu empfehlen. Eine gute Weide für Pferde muß eher trocken als naß sein, mit nahrhaften Gräsern, Klee, kräftigen Kräutern bewachsen sein. Wasser darf nicht fehlen und Schutz gegen Sonnenhitze, Regen usw. Die Schafweide darf ebenfalls nicht an nassen sumpfigen Stellen sein. Bei starkem Thau oder Regen darf der Schäfer erst später ausfahren, wenn abgetrocknet ist, in der Mittagsstunde ist das Weiden einzustellen, das Tränken darf nicht versäumt werden. Bei anhaltendem Regen müssen die Schafe im Stall und mit trockenem Futter ernährt werden. Zur Ernährung der Schweine im Stalle sind zu benutzen die Abfälle aus der Küche, Spülisch etc., Abfälle aus den Gärten, Salat, Krautblätter, Unkräuter, Abfälle aus der Molkerei, abgerahmte Milch, Molke, dann Kartoffeln, Rüben, sowie Klee, Erbsen, Widen, Eichen, Bucheln, Nusskamen, geringes oder halbreifes Obst, alle Arten Körner, Kleie, Delfusen, Bierstuppe. Die Kartoffeln müssen gezeit, aber nicht heiß verfeuert werden, auch ist von Zeit zu Zeit Salz zu füttern. Bei großer Sonnenhitze dürfen die Schweine nicht auf die Weide gebracht werden und darf es am Wasser auf der Weide nicht fehlen. Die Schweineställe sind möglichst kühl und trocken zu halten und müssen einen Raum von 5-6 Fuß in der Länge und Breite und 5 Fuß in der Höhe haben.

(Schluß folgt.)

Landwirthschaft.

Um den schwarzen Kornwurm von der Frucht fernzuhalten, welche man die Fruchtböden und Seitenwände mit Salzwasser, welches mit gebrühtem und geriebenem Nusslaß vermischt ist, fleißig, wodurch der so verderbliche Kornläfer vollständig vertreiben wird.

Schaffschwingel. Diese außerordentlich genügsame Pflanze wächst auf fast allen Bodenarten, nimmt sogar mit ziemlich trockenem, reinem Sandboden vorlieb und wird, wenn nicht zu alt, vom Vieh, besonders von den Schafen, gern gefressen. Infolge der Breite der letzten Jahre hat sich der Anbau ziemlich gehoben und läßt einen guten Nutzen. Derselbe bietet keinerlei Schwierigkeiten. Die Saat wird am besten früh im Herbst unter Roggen gesät, jedoch auch im Frühjahr unter Hafer. Zur Ausaat benötigt man 9-10 Kg. pro Dektar, und geschieht dieselbe allgemein breitwürfig. Im zweiten Jahre ist der Schaffschwingel sehr häufig, besonders auf kalkarmen Boden, stark mit Sauerampfer vermischt und wird dann besser zu Weidezweiden oder zur Futtergewinnung verwertet. Erst im dritten Jahre hat sich im allgemeinen der Schaffschwingel so bestet, daß er den Sauerampfer unterdrückt und ein ziemlich reines Saatgut gibt. Der Ertrag ist 12-14 Zentner pro Dektar. Dies sind die Verhältnisse, wie sie bisher existierten, und zwar kommen nur Mecklenburg, die Altmark und der südliche Theil der Provinz Hannover in Betracht. Die Anbaumethode ist jedoch meiner Ansicht nach im höchsten Grade verbesserungswürdig.

Milchwirthschaft.

Die Milchergiebigkeit der Kuh läßt sich nach einer Reihe von äußeren Erscheinungen derselben beurtheilen. Das Euter soll kräftig ausgebildet sein, ohne daß dies jedoch nur durch Fleischbildung hervorgerufen ist. Es soll mit einem Netz von feinen, knötigen Adern bedeckt sein. Die Haut, das Haar, Hörner und Klauen müssen fein sein. Die Haut soll sich leicht mit den Fingern vom Körper abheben lassen und sich dünn anfühlen. Das Haar muß glänzen, nicht zu lang sein und glatt anliegen. Eine tiefe und breite Brust soll auf gut entwickelte Athmungsorgane schließen lassen. Der Knochenbau ist zwar fein, aber dabei nicht überbildet. Der Leib soll breit und tonnenförmig vom Rücken ansetzen, dabei aber nicht zu tief zum Erdboden herabhängen. Das Becken breit und nicht spitz nach hinten steil abfallend. Die Milchdrüsen, die unter dem Bauch nach dem Euter fährt und die Milchgruben, das heißt die Stelle, an welcher die Milchdrüse aus dem Bauche heraustritt, sollen stark und mächtig entwickelt sein.

Obst- und Gartenbau.

Das Stützen reichlich mit Früchten beladener Bäume. Manche Obstzüchter bringen an der Hauptachse ihrer Bäume ein senkrechtes stärkeres Pfahl an, den sie durch Anbinden an den Stamm des Baumes mittels Weiden oder anderen Bindematerials halt verleißen. An diesen Pfahl, welcher ziemlich stark sein muß, befestigen sie je nach Bedarf eine größere oder kleinere Zahl von Tannenzweigen so mit je einem Nagel, daß die Stäbe auf und ab bewegbar sind. Diese Stäbe werden nun strahlenförmig von dem Mittelpfahl aus gegen die mit Früchten behangenen Formäste vertheilt und letztere so an denselben befestigt, daß ihnen ein Herausfallen und Abbrechen unmöglich ist. Sollte ein solcher Formast bis an die Spitze hinauf mit Früchten behangen sein, so kann man, dem Aste entlang, zuerst einen Stützstab anbringen, um ihn gegen ein Abbrechen zu schützen und ihn darauf an den Stab anbinden. Diese Stütze ist außerordentlich praktisch und kann von jedermann leicht angeführt werden.

Weinbau und Kellervirthschaft.

Die Weinblattmilbe (Phytoptus vitis), die die Nebenblätter an der Oberseite nierenförmig aufstreift und an den gegenüber stehenden Vertiefungen der Unterseite der Blätter einen filzartigen Ueberzug hervorruft, ist auch in diesem Jahre verschiedentlich zu finden. Die Krankheit wird manchmal mit der Peronospora verwechselt, ist aber in ihren Erscheinungen grundverschieden von derselben. Gottlob vermochte diese Milbe bisher den Rebstöcken keinen nennenswerthen Schaden zuzufügen; nur bei starkem Vorkommen kann die Thätigkeit der besessenen Blätter gehindert werden. Aus diesem Grunde ist bisher auch kein besonderes Bekämpfungsmittel angewandt worden.

Reinigung von Fässern. Die Zeit der Bereitung der verschiedenen Weine ist wieder da, und gewöhnlich werden dazu Fässer aus einer Destillation genommen. Eine gründliche Reinigung solcher Fässer ist aber gar nicht so leicht. Es wird folgende Methode empfohlen: Das betreffende Faß wird mit dünner Kalzmilch ausgefächelt, und zwar so, daß das Faß im Innern vollständig vom Kasse überzogen wird. Nach einigen Tagen wird der Kasseüberzug mittels Wasser abgewaschen, das Kassewasser entfernt und das Faß ordentlich ausgewaschen, worauf man mit kaltem Wasser nachspült.

Hautunreinheiten Sommerprossen, Hautdrüsen werden vermieden durch tägliche Gebrauch der an Milde und Feinheit unübertroffenen, seit vielen Jahren bewährten Myrrholin-Seife Myrrholin-Glycerin, Tube 50 Pfg., besser: Seifencreme, nicht fettend. Myrrholin-Puder M. 1 bewährt bei wundten Füßen. 617/90

Maschinenguss u. Transmissionsanlagen

2854
Tech. Bureau für Eisen-Gießerei u. Eisenkonstruktion.
August Zintgraf, Bismarckring 4.

Komplette Molkerei-Anlagen.
Über 200 Erste Preise auf Centrifugen.
Weltausstellung Paris 1900 „Grand Prix“.

„PERFECT“-Milchseparator
fabriziert von
Burmeister & Wain - Kopenhagen
(den ältesten Centrifugenfabrikanten,
beschäftigten über 3000 Arbeiter)
ist die
vollkommenste Milchcentrifuge
der Gegenwart.

Für Hand u. Kraft von 50-2500 Liter
Stundencapazität.

In jeder Milchwirthschaft erleidet man großen
Verlust wo man ohne oder mit gering-
wertiger Centrifuge arbeitet; auf jedem
Bauschaff erzielt man viel Geld-
gewinn wo man mit PERFECT-
Separator arbeitet.

PERFECT ist sehr einfach, solide, billig
und bietet garantirt schärfste Entrahmung.

Ausführliche Drucksachen, Anskizzen etc. wolle man einfordern von
EWALD VOM STEIN-Düsseldorf
General-Vertreter für West- und Süd-Deutschland und Luxemburg
NB. Ueberall werden noch tüchtige Vertreter gesucht.

— Milchtransportkannen, Siebe —

PATENT
Telef. 230
Haupt-Platz
Gebäude
Wiesbaden
Ad. Winkler
August
Frankfurt
Louis Gollé, Wiesbaden, Rheinstr. 26



Nr. 149.

19. Jahrgang.

Wilde Wogen.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Damit war das Verhör des Angeklagten beendet; als erster Zeuge wurde der Bräutigam vernommen.

Er blieb bei seiner Aussage; die geschicktesten Fragen des Verteidigers konnten ihn nicht verwirren oder gar in Widersprüche verwickeln; er hatte den Hüßeruf gehört, nachdem kurz vorher der Angeklagte mit einem anderen Herren an ihm vorbeigegangen war.

Die Entfernung war genau bemessen und dabei festgestellt worden, daß der Angeklagte in derselben Minute sich an jener Stelle befunden haben muß, an der die Leiche am Bräutigamsländer war.

Der Knecht hatte die Grobheiten vernommen, die der Begleiter Röders im Vorbeigehen ausgesprochen hatte; später war es ihm eingefallen, daß Röder allein und mit geschlossenem Schirm zurückkam.

Er hatte freilich erst am nächsten Tage den Verdacht ausgesprochen, und zwar erst dann, wie der Verteidiger konstatierte, als der Rechtskonsulent Geier auf die Möglichkeit dieses Verdachtes aufmerksam machte.

Der Fischer Stumm hatte ebenfalls den Hüßeruf vernommen, aber in der Finsternis keinen Beistand leisten können; er war auch von der Unglücksstelle, die er mit Sicherheit nicht zu bezeichnen vermochte, zu weit entfernt gewesen.

Nach diesen Zeugen wurde der Rechtskonsulent Geier vorgelesen; er trat mit der selbstbewußten Miene eines Mannes auf, der seiner Sache vollständig sicher ist.

Die Behauptung, daß Martin Grimm die Wechsel seinem Onkel übergeben und damit auf seine Rechte verzichtet haben könne, bestritt er als undenkbar, er hatte ja den Haß und auch die Charakterfestigkeit des Ermordeten gekannt.

Martin Grimm hatte ihm erklärt, er könne als reicher Mann den Verlust seiner Forderung ohne Bedauern verschmerzen, er werde auch vor weiteren Opfern nicht zurückschrecken, wenn er nur seinen Hohn erreiche. Er wollte seinen Onkel vernichten, an ihm Vergeltung üben für alle die trüben Jahre, die seine Mutter in Noth und Elend verbracht habe. Erst wenn dies geschehen sei, lehre er nach Amerika zurück. Das hatte er an demselben Tage gethan, an dem er so plötzlich verschwand, und nun wollte man ihn glauben machen, Martin Grimm sei aus eigenem Antriebe abgereist? Das war vergebliche Mühe, er wußte das besser, und als am nächsten Tage der Bräutigam ihm den Hüßeruf berichtete, da war sein Verdacht augenblicklich auf den Kaufmann Röder gefallen, er hatte sofort gewußt, daß nur sein verschwundener Klient diesen Hüßeruf ausgestoßen haben konnte.

Er hatte den Kaufmann von dieser Zeit an bis zu seiner Verhaftung beobachtet, so oft sich eine Gelegenheit dazu bot; er hatte ihn stets erregt gefunden und die Unruhe des schuldbehafteten Gewissens in seinem Gesicht gelesen.

Begünstigt der Leiche erklärte er, daß er an dem blonden Bart und Haupthaar Martin Grimm mit Bestimmtheit erkannt habe; der Ring sei ihm ein weiteres Erkennungszeichen gewesen, es sei derselbe Siegelring, den sein Klient bei Lebzitten getragen habe.

Friedrich Salinger und Konrad bestätigten, daß ihr Prinzpal am Tage nach dem Verschwinden Grimms sehr unruhig und aufgeregter gewesen war und den Besitz der Wechsel verschwiegen hatte; dasselbe sagten der Oberkellner und der Portier aus dem Hotel Adler aus, während der andere Kellner die Identität der Leiche mit der Person Martin Grimms bestätigte.

Was wollten allen diesen Beweisen gegenüber die Aussagen Dertbas bedeuten!

Man sah ja die schmerzgefüllten Blide, die sie mit dem Angeklagten wechselte, man hörte aus jedem ihrer Worte nur das Bestreben heraus, das Urtheil der Geschworenen zu beeinflussen.

Und was hatte sie denn Wesentliches zu berichten? Sie theilte ihre Unterredung mit Martin Grimm wortgetreu mit, aber sie bewies dadurch nicht, daß ihr Vetter entschlossen gewesen wäre, seinen Onkel zu schonen oder gar ihm die Papiere zu übergeben. Was er thun werde, wisse er noch nicht, hatte er beim Abschied ihr gesagt, das war eine Redensart die man häufig gebrauchte, wenn man von einem lästigen Vitzfeller sich befreien wollte, ohne grob gegen ihn zu werden.

Auch sie mußte zugeben, daß ihr Vater an jenem Abend nach zehn Uhr in gewaltiger Erregung heimgekommen und bis zu seiner Verhaftung unruhig und übel gelaunt gewesen war, diese Aussage konnte die Anklage eher bestätigen als entkräften.

Der Verteidiger erhob sich jetzt, um die Geschworenen von der Unschuld der Angeklagten zu überzeugen.

Er wies darauf hin, daß Hugo Röder bis zu seiner Verhaftung ein unbefehlter, geachteter Mann gewesen sei, der immer noch Hüßquellen besessen habe, um die Schuld im Laufe der Zeit zu decken.

Er zergliederte die Unterredung, die Dertba mit Martin Grimm gehabt hatte, er bewies aus ihr, daß der Amerikaner geneigt gewesen war, auf seine unedle Rache zu verzichten.

Martin Grimm war ein excentrischer Mann gewesen, ihm durfte man wohl vertrauen, daß er sich plötzlich zur Abreise entschloß, um den Mädchen, das seine Liebe so stolz zurückgewiesen hatte, nicht mehr zu begegnen.

In der Erzählung des Angeklagten fand er nichts Unglaubliches, es konnte Alles sich genau so zugetragen haben.

Die Aussage des Bräutigams war auch nicht ganz zweifellos. Wie konnte dieser Mann mit Sicherheit wissen, daß gerade an jener Stelle der Brücke der Hüßeruf ausgestoßen worden war?

Der Verunglückte konnte ja auch am jenseitigen Ufer oder aus einem Kahn in den Strom gestürzt sein, der Knecht hatte die Person nicht gesehen, er ging bei seinen Aussagen von Voraussetzungen aus, denen jeder Beweis mangelte und die grundfalsch sein konnten.

Auf die Aussagen des Rechtskonsulenten Geier war ebenfalls kein Gewicht zu legen; dieser Mann hatte ja als Bevollmächtigter Martin Grimms den Prozeß gegen den Angeklagten führen sollen.

Nach dem Vernehmen Höbers vor seiner Verhaftung suchte der Vertheidiger zu rechtfertigen mit dem Hohn, der in der Brust des schwerverkrankten Mannes toben mußte.

Von der Möglichkeit eines solchen Verdachtes hatte Höber keine Ahnung gehabt; die Entdeckung daß man ihn eines Mordes beschuldigte, mußte ihn ängstigen und verwirren; was lag da näher, als daß er den Bräuternacht wegen dieses Verdachtes zu Rede stellte und ihm seinen Irrthum zu beweisen suchte?

Sobald war auch die Identität der Leiche mit der Person Martin Grinnus nicht klar bewiesen, wie das Gesetz es verlangte.

Die Gesichtszüge waren nicht mehr zu unterscheiden gewesen, ein Kleidungsstück hatte die Leiche nicht getragen, nur an der Farbe des Haars, dem Schnitt des Bartes und dem Siegelring wollten die Zeugen den Verschwundenen erkannt haben.

Aber gab es denn nicht viele Menschen mit blondem Haar? Trugen nicht viele Herren einen Vollbart? Und waren nicht die meisten Siegelringe mit glatten Steinen einander so ähnlich, wie Wassertropfen?

Der Angeklagte behauptete, der Ring habe einen grünen Stein gehabt, der Kellner konnte sich der Farbe des Steines nicht mehr entsinnen, er wollte den Ring an der Facen erkennen, nur der Rechtskonsulent Geier erklärte mit einer befremdenden und wenig Vertrauen erweckenden Sicherheit, es sei derjenige Ring, den er an der Hand seines Klienten gesehen habe.

Der Justizrath schloß seine Rede mit dem Hinweis darauf, daß diese Punkte unanfechtbar geblieben seien. Martin Grinnus könnte auch noch leben; wenn er aber das Opfer eines Unglücksfalles oder eines Verbrechens geworden sei, so habe die Untersuchung nicht den Beweis geliefert, daß Hugo Höber sein Mörder sein müsse. Aber auch dann, wenn die Geschworenen sich durch die Scheinbeweise überzeugen ließen, so könne hier doch immer nicht von einem mit Vorsatz und Ueberlegung verübten Mord die Rede sein, in diesem Falle müsse man annehmen, daß der Todtschläger ohne eigene Schuld durch eine ihm zugefügte schwere Beleidigung von dem Getödteten zum Zorne gereizt und hierdurch auf der Stelle zur That hingerissen worden sein. Sollten die Geschworenen das Schuldig aussprechen, was er nicht erwarte, so müßten sie auch die Frage beantworten, ob mildernde Umstände vorhanden seien.

Man sah den Geschworenen an, daß die Rede des Vertheidigers keinen Eindruck hinterließ, sie war in einem kühlen, gemessenen Tone gehalten worden, ihr fehlte die Kraft der Ueberzeugung die jedem Worte des Staatsanwalts Nachdruck gab.

Die Zweifel die der Vertheidiger erhoben hatte, schlug der Staatsanwalt wieder nieder, der Justizrath sprach ebenfalls noch einige Worte, die in der Hauptsache den mildernden Umständen galten, dann wurde der Angeklagte gefragt, ob er noch etwas zu sagen habe.

Der alte Mann zitterte am ganzen Körper, als er sich erhob, er stützte sich schwer auf die Brüstung des Gitters, das die Anklagebank umschloß, dem thränennassen Blick seiner Tochter wich er aus.

„Das Bild, das vor ihren Augen hier entrollt wurde, ist falsch, das Schwöre ich bei Gott dem Allmächtigen!“ sagte er mit gepreßter Stimme. „Was ich Ihnen gesagt habe, ist laute Wahrheit, sprechen Sie dennoch das Schuldig über mich aus, so laden Sie eine schwere Verantwortung auf Ihr Gewissen; mit dieser Ueberzeugung will ich lieber der Verurtheilte als der Richter sein.“

Die Geschworenen zogen sich mit den ihnen gestellten Fragen in ihr Rathungszimmer zurück, sie bedurften keiner langen Zeit, um über ihren Wahrspruch einig zu werden.

Die Frage, ob Hugo Höber seinen Neffen vorsätzlich getödtet habe, wurde mit der nöthigen Majorität, die zweite Frage, ob er durch eine ihm zugefügte schwere Beleidigung von dem Getödteten zum Zorne gereizt und hierdurch auf der Stelle zur That hingerissen worden sei, einstimmig bejaht.

Der Staatsanwalt beantragte eine Gefängnißstrafe von zehn Jahren; daß die Geschworenen mildernde Umstände anerkannt hatten, schien er nicht gerechtfertigt zu finden.

Der Vertheidiger bekämpfte diesen Antrag und bat um die gesetzlich geringste Strafe; das Urtheil des Gerichts lautete auf sechs Jahre Gefängniß und Ehrverlust auf die Dauer von fünf Jahren.

Hugo Höber hatte bei dem Urtheilspruch seine Fassung wieder gefunden.

Wie die Dinge einmal liegen, mußte ich auf meine Verurtheilung gefaßt sein, trotzdem keine Schuld auf mir ruht,“ wandte er sich zu Friedrich, während er sein schluchzendes Kind umschlungen hielt; „wie ich die lange einsame Haft ertragen werde, das ist eine andere Frage, die ich jezt noch nicht beantworten kann. Wollen Sie meiner Tochter ein treuer Freund, Sie haben schon so

viel für uns Beide gethan, seien Sie versichert, daß ich noch in meiner Todesstunde Sie dafür segnen werde.“

Er strich mit der Hand lieblosend über das blonde Haar seiner Tochter und küßte sie auf die Stirn.

„Muth, mein armes Kind“, sagte er leise. „Ich vertraue auch jezt noch auf Gott, er kann die Wahrheit und mit ihr meine Unschuld an den Tag bringen!“

Gertha fand keine Worte, stumm nahm sie von dem unglücklichen Manne Abschied, dem sie starr mit überströmenden Augen nachblickte, als die Gerichtsbienen ihn hinausführten.

Der Saal entleerte sich nur langsam, Friedrich blieb bei Gertha stehen, und als das Publikum sich entfernt hatte, bot er ihr die Hand, um sie zum Warten zu führen.

„Das Schlimmste hat Gottlob ihn nicht betroffen“, sagte er in ermunterndem Tone, „sechs Jahre sind freilich ein langer Zeitraum, aber sie werden auch verstreichen.“

„Glauben Sie noch immer an seine Schuld?“ fragte sie mit vorwurfsvollem Blick aufschauend. „Kann ein Schuldbeladener so reden, wie mein armer Vater das gethan hat?“

„Ich gebe zu, daß Ihre Zweifel begründet erscheinen“, erwiderte er ausweichend, aber damit können wir das Urtheil der Geschworenen nicht umstoßen.“

„Damit nicht, aber es ist unsere Pflicht, unsere Nachforschungen fortzusetzen, damit die Wahrheit an den Tag kommen kann. Auch ich glaube, daß Martin Grinnus noch lebt.“

„Diesen Glauben kann ich nicht theilen.“

„So will ich allein ihn mir bewahren, auf ihm ruht ja meine letzte Hoffnung. Werden Sie nicht müde, sich in Newyork danach zu erkundigen.“

„Er wäre wohl längst wieder dort, wenn er sich noch unter den Lebenden befände“, unterbrach er sie. „Ich möchte aber annehmen, daß ein anderer den Mord begangen habe. Diesen anderen aber nach der Verurtheilung Ihres Vaters zu entdecken, ist eine schwierige Sache. Bei den Behörden werden wir keine Unterstützung finden, für sie ist die Geschichte erledigt, die Herren machen sich nicht gerne unnöthige Mühe.“

„So meinen Sie, es könne hierin nichts mehr geschehen?“

„Das will ich nicht behaupten, ich werde mit dem Justizrath darüber berathen und dann auch mit allem Eifer mich der Sache widmen.“

Der Justizrath hatte meinen Vater besser vertheidigen können, er glaubte selbst an seine Schuld, von ihm haben wir keinen thatkräftigen Beistand zu erwarten.“

Verlieren Sie den Muth und die Hoffnung noch nicht,“ bat Friedrich, während er den Wagenschlag öffnete, „ich gehe sofort zu dem Justizrath und bringe Ihnen heute Abend noch Antwort.“

Sie nickte ihm mit einem dankbaren Blick zu und lehnte sich dann in die Kissen zurück, worauf der Wagen von dannen rollte.

Vor dem Justizgebäude standen noch einige Menschengruppen, die das Verdict der Geschworenen und den Urtheilspruch kritisirten.

Aus einer dieser Gruppen trat der Dr. Geier heraus, um mit raschen Schritten sich dem Buchhalter zu nähern.

„Wie steht es nun mit der Zahlung?“ fragte er mit einem lauernden Blick, während er hastig eine Prieße nahm. „Sie denken doch wohl nicht mehr daran, die Forderung meines Klienten bestreiten zu wollen?“

„Nein, ich habe nie daran gedacht, obgleich die Forderung selbst immer noch sehr zweifelhaft ist“, erwiderte Friedrich.

„Zweifelhaft in keiner Weise! Aber wenn Ihnen der Prozeß Vergnügen macht.“

„Durchaus nicht, zumal ich weiß, daß ich Ihnen einen Gefallen damit thun würde.“

„Na, dann zahlen Sie!“

„Sobald das Gericht mich dazu auffordert, wird es geschehen.“

„Wirklich?“ sagte der Dr. ungläubig. „Es ist eine große Summe, Ihr Haus könnte darüber.“

„Bitte, machen Sie sich keine Sorge um unser Haus,“ unterbrach Friedrich ihn barsch, „Sie möchten es gerne ruiniren, aber das wird Ihnen nicht gelingen. Wenn mir der Urtheilspruch des Gerichts zugestellt wird, werde ich die ganze Summe in sicheren Werthpapieren oder in barem Gelde bei der Bank deponiren. Versagen können Sie alsdann über die Summe noch nicht, die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß Sie in unsere Kasse zurückschleicht.“

Der Rechtskonsulent lachte höhnisch auf. Friedrich wandte ihm mit einem Blick voll unsäglichlicher Verachtung den Rücken und schritt von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Wie der Wald so deutlich spricht:
„Fähigkeit ist stets das Beste.“ —
Was der erste Windstoß bricht
Sind gewiß nur dürre Äste.

*

Der Schatz des Goldgräbers.

Erzählung von Gustav Rösse.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Ja, wir!“ schrie es im Chor. „Und nun ein offenes Geständnis, wenn dir dein Leben lieb ist. Was ist es mit dem Schatz von Billybong? Wo hast du ihn?“

„Den Schatz von Billybong?“ wiederholte er, und ein verächtliches Lächeln suchte um seine blutlosen Lippen. „Gut. Ich will euch mein Geheimnis preisgeben.“

Er war rein stolzer, schöner Mann, ganz anders geartet und gekleidet wie die andern. Ich ahnte seine Ueberlegenheit und erwartete voll Spannung, was er nun sagen werde. Er verschränkte die Arme über seiner breiten Brust, wie, um das stürmische Wogen derselben gewaltsam niederzuhalten. Dann begann er: „Drei Jahre sind es her. Da unternahm ich meinen ersten Ausflug nach Geelong. Aber nicht wie ihr, um das sauer Erworbene in wenigen Tagen zu verjubeln, sondern um mich wieder einmal als Mensch unter Menschen zu fühlen. Ich wollte mich neu einkleiden und mit dem versehen, was ich brauchte, Licht und Luft für mich und meinen Geist, das war es, was ich suchte.“

Ich fand weit mehr als das, das Herz und die Liebe eines armen jungen Mädchens, welches soeben zur Waise geworden war. Sie hatte niemand, an den sie sich um Beistand wenden, auf den sie sich stützen konnte, und obwohl von besserem Herkommen, wäre sie jetzt genötigt gewesen, zu dienen, um ihren Unterhalt zu gewinnen; denn Kenntnisse sind bei uns ja leider weniger begehrt, als ein Paar starke Arme zur Arbeit. Aus ihren klugen Augen sprach so viel Güte, Sittsamkeit und Treue, und sie war so engelschön, daß ich mich glücklich schätzen durfte, mein Schicksal mit dem ihrigen verbinden zu können. Sie wurde meine Frau —

Aber was nun? In Geelong konnte ich nicht bleiben, denn ich war und bin ja nur ein Goldgräber. Und Mary nach Billybong zu führen, das ging noch weniger an. Sie hätte dort nur mit den Verlorenen ihres Geschlechts verkehren können, und schließlich hätte man sie wohl auch für nichts besseres gehalten. Jede Verleumdung aber hätte ich in dem Blute des Verleumders ausgelöscht, und ich wollte selbst um ihretwillen nicht zum Mörder werden. Ich weiß es, viele von euch nehmen das leicht, eure Haltung beweist es. Nun, ich bin ein Mann des Friedens immer gewesen und hoffe es auch zu bleiben bis an das Ende meiner Tage.

Mary wußte mir guten Rat. In einem versteckten Bergwinkel, mehrere Stunden Weges von Billybong, wollten wir uns ansiedeln und unser junges Glück vor aller Welt verborgen halten. Ich stimmte freudig zu. So kam ich hierher. Eine Hütte war leicht errichtet und so gut ausgestattet, als es eben jemand kann, der sein eigener Bauherr ist und über keine zu großen Mittel verfügt.

Unter dem wohlthuenden, bildenden Einfluß meiner guten Mary begann damals die Wandlung in mir und um mich, die ihr so auffällig bemerktet. Ihr tadelt, daß ich mich von euch zurückzog. Wie konnte es anders sein? Der innige Verkehr mit diesem reinen Wesen bewahrte meine Seele vor Verumpfung. Ich wurde sparsam und arbeitsam. Jeden edlern Trieb wußte sie in mir zu wecken und zu stärken. Was böses an mir war, sie hat es ertötet.

Ich wollte euch nicht auf meine Fährte locken, das Heiligtum der Familie vor Entweihe bewahren. Daher die Heimlichkeit meiner Bewegungen. Und gerade diese Heimlichkeit erhöhte den Zauber, den meine liebe Frau mit ihren Rosenfingern um unsere stille Bergheimat wob. Sie umzog die Hütte mit Wein, legte ein Gärtchen an und tat alles, um mir das Kommen leicht und den Abschied schwer zu machen. . . . den Abschied!“

Er hielt inne und schöpfte tief Atem. Ich sah seine Lippen krampfhaft zittern.

„Ein Jahr ging so dahin,“ fuhr er dann fort. „Ich war ein seliger Mann. Das höchste Glück der Ehe, die Elternfreude schien mir erblihen zu sollen, und sie erblihte mir auch, aber ach! um welchen Preis! . . . Ich hatte Mary bewegen wollen, für kurze Zeit nach Geelong zu übersiedeln.

Sie weigerte sich hartnäckig. Es hatte sich eine alte Lubra (schwarze Frau) bei uns eingefunden.

Was soll ich euch weiter sagen, Kameraden? Ich holte noch eine Frau von Geelong herüber und glaubte damit alles getan zu haben, was die Umstände erheischten. Unseliger Irrtum! Wir brauchten im entscheidenden Augenblick ärztliche Hilfe. Die kam zu spät. Mary starb. . . Wir stehen hier an ihrem Grabe.“

Unwillkürlich richteten sich aller Blicke auf den Erdhügel. Wir erkannten ihn nun auch als ein Grab. Die Wassen sanken herab, die Männer traten einen, zwei Schritte zurück. In den Mienen einzelner spiegeln sich allerdings Spott und Zweifel.

„Hier kniete ich eben nieder, um zu beten,“ sprach Fielding, während ein leichtes Rot sich über seine bleichen Wangen breitete. „Ja, warum soll ich es nicht eingestehen! In der Stunde, in welcher meine arme Mary bei vollem Bewußtsein für immer von mir schied, lernte ich beten, lernte ich meine Knie und meinen starren Nacken beugen vor dem, den ich so leugnete, wir ihr heute noch leugnet. Sie selbst legte sterbend meine Hände ineinander. „Blick auf zu Gott!“ sagte sie. „Du mußt es, wenn dein Auge mir noch weiter folgen will durch Nacht und Raum. Tue es, wenn auch nicht um meinetwillen, doch für dein Kind, das dich einst fragen wird, wo seine Mutter ist.“

Da sank ich hin, da begrub ich mein Gesicht in den gefalteten Händen und weinte, wie ich nur als Kind geweint. Das war mein erstes Gebet.

Ich hatte die alte Lubra nach dem Arzt geschickt. Er kam zu spät. Hier bettetet wir mein Vöglein, wo ich ihm sein Nest gebaut.

Es dauerte nicht lange, bis ich mich von diesem schwersten Schlage, der mich je betroffen erholte. Ich suchte meinen Trost in harter Arbeit. Das tat wohl, das beruhigt, und ich hatte das Bewußtsein treuer Pflichterfüllung. So mehrte sich mein Wohlstand, den ihr mir neidet, und wenn ich auch nicht so viel verdiente wie mancher andere von euch, so hatte ich doch mehr, denn ich hatte gelernt, das Meine zusammenzuhalten.

Was sollte ich euch das alles sagen, warum euch zu dem Grabe meiner Mary führen? Ihr hättet mich doch nur verläßt. Das war für mich jetzt geweihte Erde, ein Tal des Friedens, in das ich hoffte, daß der Streit von Billybong nie dringen würde. Gott hat es anders beschlossen, vielleicht um durch mein Beispiel bessernd auf euch einzuwirken, vielleicht um mich noch weiter zu prüfen. Ich beuge mich vor ihm. . . . Doch nicht vor euch!“ fuhr er, sich aufrichtend, mit blühenden Augen fort. „Geht hin, woher ihr gekommen seid und laßt mir meine schwer erkämpfte Ruhe!“

Ein Murren entstand. Die scharfen Worte trafen und reizten zum Widerspruch. Es war Tag geworden und die dumpfe Zwielficht-Stimmung von uns gewichen.

Stimmen wurden laut, welche den Schatz forderten. „Nüge! Vorwand! Komödie!“ hieß es.

Fieldings Stimme übertönte alle. „Meinen Schatz wollt ihr sehen?“ rief er. „Hier schaut her!“

Er schritt seitwärts und lenkte so unsere Blicke auf eine hinter Buschwerk versteckte Hütte. Weinlaub umrankte sie, ein Gärtchen blühte um sie her, ganz wie er es beschrieben hatte.

Er ging hinein und erschien wenige Sekunden später wieder auf der Schwelle. Er trug ein Kind auf dem Arm, ein hübsches, zweijähriges Mädchen, welches liebend die Arme um seinen Nacken schlang.

„Das ist mein Schatz!“ sagte er frohgemut mit dem ganzen Stolz des Vaters. „Einen andern habe ich nicht. Wenn ihr den auch für den eurigen erklärt, dann habe ich nichts dauidar. Denn so elend ist von den Männern von Billybong doch keiner, daß er einem Kinde etwas böses tun möchte.“

„Nun, Mary,“ fuhr er zu der Kleinen gewendet fort, „wünsche diesen Gentlemen einen guten Morgen; denn sie haben einen weiten, mühseligen Weg zurückgelegt, um zu dir zu kommen.“

Das in seinem weißen Hemdchen überaus reizend aussehende Kind lachte unbefangen; unter dem blonden Lockengewirre blickten ein paar blaue Schelmengaugen uns an. Es legte dann die Patsche an das Rosenmündchen und warf uns Ruhnhände zu.

Sinter Fieldings Rücken tauchte das ängstlich besorgte Gesicht der alten Lubra auf. Und auf diesem reizenden

Genrebildchen aus dem australischen Duschleben ruhten die ersten Strahlen der neu aufgehenden Sonne!

Wie es da über die bärtigen Gesichter hinblitzte von Freude und — aufrichtiger Beschämung!

„Hurra, Miß Mary!“ und „Hurra für Fiedling!“ klang es wie aus einer Kehle.

Im nu wurde der lange Verkannte, viel Geschmähte und hart Verfolgte umdrängt. Aber die Messer steckten jetzt tief in ihren ledernen Scheiden, und die sich vorstreckenden, seh-nigen Arme und nervigen Hände wollten nur einen freundschaftlichen Druck von Fiedlings Hand und eine einzige zarte Berührung von den Grübchenpatschen, die sich furchtlos und liebevoll ihnen entgegenstreckten.

Ich sah alte, bärtige Kerle, welche einen Menschen mit dem gleichen Vergnügen aufhingen, wie sie ein Huhn abschlachteten, sich abwenden und eine heimliche Träne unter Verwünschungen zerdrücken. Es war ja ihre eigene unschuldige Jugend, die ihnen da entgegen kam an diesem sonnigen Morgen als ein goldblondes, freudig lachendes Kind! Auch sie gedachten ihrer Mutter, die einst von ihnen gegangen, mit einem Segens- und Glückwunsch auf den sterbenden Lippen.

Nun, was soll ich noch sagen? Die ganze Geschichte endete mit einem großen Teelocher, wobei die nun vergnügt grin-sende Rubra ihre erlernte Geschicklichkeit bewies. Einige hatten den Mut, zu bekennen, daß Tee doch besser munde als Kognak.

Von diesem Tage an war Fiedling wieder die Seele der alten Kameradschaft. Ich blieb nicht lange in Billybong; aber man darf wohl annehmen, daß sein Einfluß allerwegen ein guter gewesen ist.



Der Schnupftabak in Ostafrika.

Interessante Beobachtungen hat ein Missionar über den Ver-brauch von Schnupftabak bei den Mantengo in Ostafrika gemacht. Er erzählt, wenn zwei Mantengo sich begegnen, so lautet meistens das zweite Wort: „Nikutuli lihona“ („Gib mir Tabak!“). Ohne Schnupftabak kann der Mantengo nun einmal nicht leben. Ist er als Träger auf dem Wege, so stellt er hier und da seine Last ab mit dem Bemerkten: „Nun muß ich eins schnupfen, damit ich neue Kräfte schöpfe.“ Ist er auf dem Felde, so legt er seine Hacke weg, um mit Schnupftabak neue Lebensgeister zu wecken. Den Tabak nennt er seine Nahrung. Darum schnupft denn auch alles, Männer und Weiber, klein und groß; selbst Kinder, die noch von der Mutter auf dem Rücken getragen wurden, sah ich mit der „Schnupftabaksdose“ um den Hals. An Schnupftabak ist nun allerdings kein Mangel, denn der Tabak wächst hier leicht auf den Feldern, und wohl jeder Mantengo hat auch eine Parzelle mit Tabak bepflanzt. Allerdings muß der Europäer, der ihn rauchen will, ziemlich starke Nerven haben. Die Schnupftabak-bereitung ist sehr einfach: Ist der Tabak reif geworden, so werden die Blätter abgeschnitten, kommen dann in einen hölzernen Mörser und werden mit einer hölzernen Mörserkeule von etwa zwei Meter Länge gestossen. Die gestochenen Tabaksblätter werden dann in einem Topf aus Ton etwa fünf Tage lang liegen gelassen, damit sich der Saft absetzen kann. Dann werden die Blätter auf einer Matte zum Trocknen ausgebreitet. Ist das geschehen, so werden zwei Bastseile kreuzweise auf den Boden des Mörsers gelegt, und die getrockneten Blätter werden nun mit der Keule hineingestampft und hineingepreßt. Dadurch entsteht nun ein harter Klumpen in Kegelform von etwa 12 Zentimeter Höhe und 10 Zentimeter Durchmesser. Da auf den Boden zwei Bastseile gelegt wurden, so läßt sich der Klumpen nun leicht herausziehen und gelangt in dieser Form, nachdem er an der Luft noch weiter getrocknet ist, zum Verkauf oder eigenen Verbrauch. Zu diesem Zwecke wird ein Stückchen davon abgeschnitten, auf einem Stein zerrieben, und der Schnupftabak ist fertig. Um ihm aber ein besseres Aroma zu geben, mischen die Matengo oft noch Zugre-dienzen dazu: Kräuter aus dem Walde, besonders aber das abgefallene Ende der Bananenblüten. Letzteres nehmen sie, ver-brennen es auf einer Scherbe eines zerbrochenen Topfes zu Asche und mischen dieselbe dann mit dem Schnupftabak. Nun sind aber unsere Schwarzen in der Kultur noch nicht so weit vorge-

schritten, daß sie schon Schnupftabaksdosen nach europäischer Art verfertigen könnten. Früher behielten sie sich in anderer Weise. Sie rissen Käfern von der Größe eines Fingerhutes einfach den Kopf ab, weideten sie aus, trockneten sie an der Sonne und die Tabaksdose war fertig. Wegen ihrer Kleinheit mußten natürlich gleich mehrere genommen werden, alle zusammen wurden an einer Schnur um den Hals gebunden und das diente zugleich zur „Bierde“. Daß sie aber mit dieser Art Tabaksdosen nicht recht zufrieden waren, zeigte sich, als die „Europäer“ kamen. Bei diesen sahen sie manches, was ihnen zur besseren Lösung der Tabaksdosenfrage dienen konnte. Da waren es besonders die Patronenhülsen, die von den Europäern weggeworfen, von den Matengo aber mit Eifer aufgegriffen wurden. Eine solche weg-geworfene Patronenhülse kann unter den Matengo Ursache zum Streit werden. Jetzt tragen die „glücklicheren“ Matengo statt der Käferleichen vier bis fünf Patronenhülsen um den Hals, in denen ihre Vorräte von Schnupftabak aufgespeichert sind.

Bunte Blätter.

Die Anfänge der japanischen Flotte. Vor 38 Jahren be-stand die ganze japanische Flotte, die heute so mächtig geworden ist, aus einem Kanonenboot, das mit einem alten Zweunddreißig-Pfünder mit glattem Lauf bewaffnet war, und aus drei eisernen Dampfbooten mit Masten und Spieren. Auf Witten der japanischen Regierung gingen im Jahre 1866 aus England sechs Instruktoren und sechs Offiziere, unter Führung von Kommandeur (später Admiral) Richard Tracey nach Japan, um die Japaner im Schiffswesen zu unterrichten. Von diesen Instruktoren lebt nur noch einer, der dem Vertreter eines Londoner Blattes über seine Erfahrungen folgendes erzählte: „Ich wartete immer, die Japaner würden Wunder im Seewesen leisten; ich unterrichtete lieber 15 Japaner als 3 Engländer. Sie waren stets sehr eifrig, und sie haben außerdem eine wunderbare Gabe, Wissen zu erwerben. Die englischen Instruktoren in Japan waren erstaunt, bei ihren Schülern gar keine Kenntnisse des Seewesens vorzufinden. Ihr Ehrgeiz zeigte sich aber deutlich darin, daß mehrere sogenannte japanische Autoritäten sich den Titel „Admiral“ zugelegt hatten, obgleich sie nie zur See gewesen waren. In Jeddo wurde die Marine-schule für Offiziere und Kadetten begründet, und 30 bis 40 Kadetten sowie 30 ältere Offiziere im Alter von 25 bis 45 Jahren besuchten sie. Zuerst hatte man große Schwierigkeiten, da die Japaner keine Kommandoworte hatten, und man entschied sich grundsätzlich, die Kommandoworte der britischen Marine zu be-nutzen. Ueberdies lernten die Offiziere und Kadetten englisch und arbeiteten täglich fünf bis sechs Stunden. Einige Offiziere baten darum, auch noch außerhalb der Stunden Anleitungen über andere Dinge zu bekommen.“

Eine gelungene Kriegslust schloß die Stangen und Drähte der ersten in Chile, zur Verbindung der einzelnen Grenzfürts ein-geführten Telegraphenanlagen vor Beschädigungen seitens der Indianer. In dem Chilenischen Lager befanden sich zu jener Zeit etwa ein halbes hundert gefangener Eingeborener. Diese ließ General Pinto eines Tages antreten; er zeigte ihnen die Telegraphenleitungen und warnte sie, die Drähte zu berühren, da sie nicht wieder davon los könnten. Die Indianer lächelten dazu ungläubig. Das hatte aber der General nur erhofft, denn jetzt versprach er ihnen, sie von der Wahrheit seiner Worte zu überzeugen. Einer nach dem andern mußte zwei an die beiden Pole einer starken Batterie gelegte Drähte in die Hände nehmen, und jedesmal, wenn der General befahl, die Drähte wieder los-zulassen, lautete die traurige Antwort: „Ich kann nicht, meine Hände sind erstarrt.“ Nachdem alle die Kraft der Elektrizität an sich erprobt hatten, wurde ihnen mit dem strengen Befehl, das ihnen anvertraute Geheimnis niemand zu verraten, die Frei-heit wieder gegeben. Der strenge Befehl hatte den erwünschten Erfolg: alle Stammesgenossen wurden unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit vor den verzauberten Drähten gewarnt — die Telegraphenanlagen erfreuen sich der größten Sicherheit.

Ehret die Frauen! Der Eingeborene von Neu-Holland glaubt, daß das Weib eine von der seinigen wesentlich ver-schiedene, gemeinere Natur besitze, und daß er der geborene Herr desselben sei. Er bezeichnet daher die Frau schon in der Stunde ihrer Geburt als seine Sklavin, indem er ihr die Gelenke der vorderen Fingerhälfte bricht. Diese Bezeichnung seiner Ober-hoheit erneuert er bei der Jungfrau, der er die Vorderzähne einschlägt. Und wenn er sich endlich herabläßt, die Leibeigene zum Gegenstand seiner zärtlichen Neigung zu machen, gibt er ihr seine Liebe dadurch zu erkennen, daß er ihr einigemal — ins Gesicht spuckt und sie dann mit Gewalt in seine Höhle entführt.